

BUCHBESPRECHUNGEN

Juden- und Christentum

Balthasar, Hans Urs von: Einsame Zwiesprache. Martin Buber und das Christentum. Einsiedeln: Johannes Verlag 1993. 118 S., geb., DM 32,-.

In der heute so lebendigen und wichtigen Diskussion um das Verhältnis von Christentum und Judentum sollte die Stimme von H. U. v. Balthasar nicht verloren gehen. Mit vorliegender Arbeit antwortete er 1957 auf Martin Bubers Gespräch mit dem Christentum in „Zwei Glaubensweisen“. Es ist ein unveränderter Nachdruck, in dem die Verweise auf Bubers Schriften nach den greifbaren Gesamtausgaben ergänzt wurden. Typisch für v. Balthasar ist, daß er zuerst Bubers Gesprächsansatz aus seinem Gesamtwerk und aus der Einbettung in die philosophisch-theologische Diskussion heraus begreift. Das bringt ihn zu der Erkenntnis, „daß der Jude vor dem Christlichen fremdet“, weil das Christliche mit ihm gebrochen hat; der Christ hingegen weiß sich mit dem Judentum enger verbunden, weil er dort „die Stimme des Ursprungs“ hört. Darauf aufbauend, zeigt v. Balthasar, daß der „Riß, der die junge Kirche aus ihrem Mutterboden auswurzelte, nicht nur für das zurückbleibende Israel einen unermeßlichen Schaden, sondern auch für die Kirche eine ernste Gefahr bedeutet hat“. Denn dieser Riß „zwischen Semitisch-asiatisch und Hellenistisch-abendländisch“ sei Anstoß geworden für die späteren Schismen im Christentum. Ihre Heilung brauche daher eine Auseinandersetzung mit dem ersten Schisma. Erst hier setzt das kritische Gespräch mit Buber an; darin relativiert v. Balthasar die Bubersche Gegenüberstellung der „Zwei Glaubensweisen“. Er zeigt nämlich, daß auch „der alttestamentliche Glaube auf einem ähnlichen positiven Daß aufruht“ wie der christliche Dogmenglauben; und umgekehrt ist „das Moment der vertrauenden, gehorsamen, freien Nachfolge im Neuen Bund nicht weniger ursprünglich und radikal als im Alten“.

Es ist leicht ersichtlich, welche Kritik v. Balthasar damit an manchen fundamentalistischen Bewegungen im heutigen Christentum anbringt.

Josef Sudbrack SJ

Böning, Adalbert: Lebendiges Judentum. Ein kurzer Überblick über jüdischen Alltag und jüdische Feste. Hagen: Reiner Padligur 1992. 52 S., geb., DM 9,80.

A. Böning verfaßte einen höchst informativen Text über jüdische Feste und Frömmigkeit. Der Landesrabbiner Dov-Levy Barsilay (Dortmund) hat das Manuskript durchgesehen. In dieser Präzision und Kürze ist mir nichts Vergleichbares bekannt. Angefangen vom jüdischen Glaubensbekenntnis (Schema Jisrael) über das Achtzehn-Bitten-Gebet, behandelt der Autor verschiedene Riten und Vorschriften. Mit markanten Zitaten aus der Tora wird der jüdische Glaube erläutert.

Das anschließende Kapitel über den jüdischen Festkalender verdeutlicht, warum der Begründer der Neo-Orthodoxie, Samson Raphael Hirsch (1808-1888), den jüdischen Kalender den „Katechismus des Judentums“ nennen konnte. Das bürgerliche jüdische Jahr beginnt im Herbst mit dem Monat Tischri. Der „gute Rutsch“ (hebr.: Rosch = Anfang) erinnert an das Neujahrsfest (Rosch Haschana). Zehn Tage nach Neujahr ist Jom Kippur, der Versöhnungstag: „Von all euren Sünden vor Gott sollt ihr rein werden.“ Am fünfzehnten Tag des siebten Monats wird das Laubhüttenfest, zunächst ein Erntefest, gefeiert: Sukkot. „Das Laubhüttenfest gehört zu den drei Wallfahrtsfesten (neben Pessach und Schawuot), zu denen man im Altertum nach Jerusalem pilgerte. Am neunten Tag nach Beginn des Laubhüttenfestes ist Simchat Tore, das Toeraufredestfest. Die Freude über das göttliche Geschenk der Tora, der fünf Bücher Mose, findet ihren Ausdruck in einem Got-

tesdienst, an dem alle Torarollen aus dem Toraschrein genommen und feierlich durch die Synagoge getragen werden.“ (20)

Im Frühjahr, am 14. Nissan, beginnt das achttägige Pessachfest mit dem Seder-Abend, nachdem vorher das Haus vom alten Sauerteig gereinigt wurde. Es ist das Fest der Befreiung von der Knechtschaft in Ägypten. Die Liturgie ist gemäß der Haggada schel Pessach geordnet. Aufgrund ihrer Vermittlung wird erzählt und vergegenwärtigt.

An Schawuot wurden die Erstlinge der Weizenernte nach Jerusalem gebracht. Es ist das Fest der Ernte. Erwähnt seien noch das Tischa BeAw, der neunte Tag des jüdischen Monats Aw (Juli/August), an dem der erste und zweite Tempel zerstört worden sind. Zudem wird Chanukka (Einweihung des Tempels) gefeiert (23. Kislew, etwa Dezember), da 165/164 es den Makkabäern gelang, den Tempel aus seleukidischer Besetzung und Verunreinigung zu befreien. Purim (Losfest) wird im Frühjahr, 14. Adar, gefeiert, zur Erinnerung an die Abwendung eines Pogroms im Perserreich. Die Rolle Esthers kündet davon. Der Schabbat ist der wöchentliche Ruhetag, das große Fest: „Gedenke, daß du den Sabbat heiligst.“

Alles in allem ein kleines, wertvolles Büchlein, das zudem etwas Bildmaterial enthält.

Paul Imhof SJ

Radday, Yehuda T.: Auf den Spuren der Parascha. Ein Stück Tora. Zum Lernen des Wochenabschnitts. Unter Mitarbeit von Magdalena Schulz. Frankfurt a. M.: Moritz Diesterweg/Aarau: Sauerländer. Bd. 1: 1989, Bd. 2: 1991, Bd. 3: 1992, jew. ca. 100 S., kart., DM 23,80 (Bd. 3: DM 25,80).

Vielelleicht gehört es zu den größten Schwierigkeiten des jüdisch-christlichen Dialogs, daß Juden und Christen nicht in gleicher Weise das Alte Testament lesen. Man kann es auch schärfer formulieren: das Alte Testament kann gar nicht die Basis eines solchen Dialogs sein, gibt doch allein schon der Ausdruck *Altes* Testament die hermeneutischen Voraussetzungen einer christlichen Lektüre der Heiligen Schrift des Judentums wieder. Andererseits ist die jüdi-

sche Lektüre zum Beispiel des Pentateuchs auch nicht einfach voraussetzungslos, sondern sie geschieht in Auseinandersetzung mit der Tradition von Jahrtausenden und unter dem Vorzeichen, daß die Tora Weisung zum Leben ist. Gerade der erste Faktor bildet eine Welt für sich, in die einzutauchen selbst für Juden nicht einfach ist. Hier wollen Yehuda T. Radday, emeritierter Professor in Haifa, und Magdalena Schulz, Professorin in Hannover, eine erste Orientierung geben.

Das auf zehn Arbeitsmappen angelegte Gesamtwerk, von denen bisher drei erschienen sind, ist so konzipiert, daß aus jedem Wochenabschnitt (*Parascha*) der jüdischen Liturgie eine Perikope durchgenommen wird, wobei nach Möglichkeit jede der fünf Einheiten einer Arbeitsmappe einem Buch des Pentateuch entnommen ist. Zuerst ist der Text der Perikope in Hebräisch und einer deutschen Übersetzung abgedruckt. Im ersten Band sind dies in der Regel die Übersetzungen von Buber/Rosenzweig und S. R. Hirsch, im zweiten und dritten Band nur noch die von Buber/Rosenzweig. Dann folgen Fragen zu dem Text. Hier wird auf Widersprüche und Probleme, die der jeweilige Text bietet, aufmerksam gemacht. Dieser Teil will zum Denken anregen – ein Ziel, das im Sinne jüdischer Tradition nicht dann erreicht ist, wenn alle Fragen beantwortet, sondern möglichst weitere Fragen formuliert sind. Im folgenden *Leitblatt* werden Antworten skizziert bzw. auf unterschiedliche Lösungsansätze verwiesen, die im sich anschließenden Teil Material geboten werden. Dieser Teil besteht aus ca. zwanzig Textauszügen der jüdischen Tradition von der Mischna bis zur Gegenwart. Der *Limmud* schließlich geht auf die Frage ein: Was macht ein moderner Mensch damit? „Hier werden“, so die Einleitung, „existentielle, ethische, religiöse und andere, bisweilen nur lose mit dem Text in Verbindung stehende Probleme aufgeworfen.“ Dabei kommen die Positionen der Autoren zum Ausdruck. Nach den zusammenfassenden *Thesen* wird jede Einheit mit einer *Handreichung* abgeschlossen, die Lehrern oder Gruppenleitern Anregungen für ihr Vorgehen gibt.

Die Arbeitsmappen verhelfen nicht nur zu einem Zugang zur jüdischen Weise der

Bibelauslegung, indem sie sehr verständlich in deren Methodik einführen, sondern sie regen auch an, der eigenen Voraussetzungen bei der Lektüre des Alten Testaments bewußt zu werden. Indem die Autoren die Tora in ihrer Gesamtheit als Weisung zum Leben verstehen, müssen sie in deren legalen Passagen auf die Anwendbarkeit achten. Dies fordert, den Text sehr sorgfältig zu untersuchen, um ihn dann in einer Weise zu interpretieren, die dem Leben dient. Anschaulich wird dies in Band 3 in der Perikope über den widerspenstigen Sohn (Dtn 21,18-21) demonstriert, indem deren Bestimmungen in der rabbinischen Tradition derart restriktiv ausgelegt werden, daß dieser Passus praktisch niemals zur Geltung kommen kann. Eine andere Überraschung bringt die Auslegung des Gebotes der Nächstenliebe in Band 1, indem das Gebot der Liebe, philologisch sorgfältig begründet, als Kümmern um das Wohl des anderen ausgelegt wird. So kann dieses durch und durch jüdische Werk auch Christen helfen, einen Teil der Heiligen Schrift besser zu verstehen.

Ralf Klein SJ

Berger, Klaus: Manna, Mehl und Sauerteig. Korn und Brot im Alltag der frühen Christen. Stuttgart: Quell Verlag 1993. DM 29,80.

Die unterschiedlichen und doch aufeinander bezogenen Bedeutungen von Manna, Mehl und Sauerteig entfaltet der Heidelberger Neutestamentler aufgrund einschlägiger alttestamentlicher, zwischentestamentlicher und neutestamentlicher Stellen (insbesondere der Gleichnisse Jesu von Saat, Wachstum und Ernte), antiker Kochbücher, jüdischer Quellen und nicht zuletzt unter fachkundiger Verwendung neutestamentlicher Apokryphen und frühchristlicher Schriften in acht Schritten:

Über den Wert des Brotes im Zeitalter Jesu – Von der Aussaat bis zur Ernte – Mahlen, Sieben und Bereitung des Brotes – Fertigstellung und Verteilung des Brotes – Das Brot in der täglichen Mahlzeit – Die wunderbare Speisung mit Brot – Abendmahlbrot – Brot in der Diakonie. Ein Schlußwort hebt zugespitzt die totale Abhängigkeit des Menschen vom Brot hervor: „Denn ein Stück Brot ist das Geringste, Alltäglichste

und zugleich das zum Leben elementar Notwendige... Wenn Jesus das ‚Brot des Lebens‘ genannt wird, dann wird darin die Gabe des Schöpfers bis zum Äußersten intensiviert ... Gott ist wie Brot“ (140f).

In der Einführung kündigt Berger den Zweck dieses Buches in der Weise an, daß in ihm für die Welt des Neuen Testaments möglichst genau geklärt werden sollen alle Vorgänge von der Getreidesaat bis zum Wegräumen der Krümel; die Abhängigkeit der Menschen von einer guten Ernte; die Art, um Brot zu bitten, und die Bedeutung des Zusammenkommens der Christen beim Mahl als „Mitte und Wirklichkeit des Glaubens“; und schließlich „konnte man sich auch das Himmelreich nur als ein Mahl vorstellen. Und gerade Tod und Auferstehung werden immer wieder am Geschick des Getreidekorns und des Brotlaibs in der Erde, in der Mühle und im Backofen verdeutlicht“ (11f).

Bei der Lektüre überrascht immer wieder die minutiöse Sorgfalt der Exegese, so zum Beispiel bei der Vaterunser-Brotbitte, die zu übersetzen ist: „Unser Brot für morgen gib uns heute... Wegen der zeitraubenden Vorgänge des Mahlens und insbesondere des Säuerns (sowie auch des Backens im Ofen) ist es unabdingbar, daß die Grundsubstanz, nämlich das Korn, aus dem Brot am nächsten Morgen gebacken werden kann, bereits jeweils am Vortag vorhanden ist“ (75 f). Man findet immer neue wissenswerte Details, so zum Beispiel, daß die Bedeutung des Gleichnisses vom Sauerteig (Mt 13,11; Lc 13,20f) in der Tatsache zu finden ist, daß die Frau den Sauerteig im Weizenmehl „verbarg“ (57f); so zum Beispiel die Feststellung, daß die „Berichte über die wunderbare Brotvermehrung“ in den „frühchristlichen Apokryphen zum Neuen Testament und in der Alten Kirche die intensivste Wirkungsgeschichte gehabt hat“ (119), „weil sie nach damaligem Verständnis eine direkte politische Bedeutung hatten... Der Weg zur Macht führt durch den Magen des Volkes“ (124).

Erleichternd für die Lektüre ganz allgemein ist die Tatsache, daß Berger wichtige Passagen der benutzten biblischen und noch mehr der außerbiblischen Quellen zitiert und fruchtbar macht, die man sonst mühsam zusammentragen müßte. Dieser

Umstand trägt – wie auch die leicht verständliche Sprache – entscheidend dazu bei, daß dieses Buch auch für interessierte Nichtfachleute mit Gewinn benutzt werden kann.

Hinrich Brandt

Piontek, Heinz: Nach Markus (Erzählung). Würzburg: Bergstadtverlag 1991. 135 S., brosch., DM 20,-.

Von Rezessenten weithin unbeachtet blieb Pionteks „Nach Markus“. Obwohl oder weil er sich schon seit Anfang der 50er Jahre als Meister einer lyrischen Exegese hervortat, sei dahingestellt. Früh schon hat er alttestamentliche Psalmen in ein deutsches Sprachgewand gekleidet. Jetzt verlebtendigt Pionteks Stil die neutestamentliche Welt und fasziniert so sehr – man vergißt, das älteste der Evangelien vor sich zu haben.

Störende Nummern, Fußnoten, Erklärungen fehlen. Keine Querverweise, keine falsche Scham vor dem kanonisierten Text. Freilich immer so, daß der Urtext, den der Autor zwölf Jahre lang intensiv studiert hat, möglichst erhalten bleibt.

Was die deutsche Sprache angeht, hat Luther dem biblischen Text auf die Sprünge geholfen. Piontek hat diesen Versuch für uns Zeitgenossen gemacht. Es sei kurz auf das Detail eines Verses eingegangen (Mk 2,8). Hier wird das Verb διαλογίζομαι (überlegen, sich unterhalten) weggeführt vom Wortfeld denken, sich Gedanken machen. Piontek schreibt stattdessen: „Ich weiß wohl, was eure Herzen bewegt und euren Verstand zu schaffen macht“ (15). Ein geleitet wird dieser Satz nicht mit einer Aneinanderreihung von Verben wie erkennen, denken, sagen oder sprechen, sondern: „Jesus erriet ihre Gedanken, und redete sie an“ (14). Bibelfest oder nicht, der Leser folgt dem Erzählstrom mühelos, wie dem geographischen Aufriß des Urtextes.

Hier war ein Dichter am Werk. Und das ist allenthalben zu spüren: „Grasige Gipfel (21), Gottes Wollen und Wirken (29), dem Wind und Wogen aufs Wort gehorchen“ (30). „Wiegst jedes meiner Worte ab, sagt er“ (68). Die Pharisäer sind bei Piontek die „Wetterwindischen“ (26), was soviel heißt wie Wendehälse, „geplagt von Gier und Geiz“ (2). Damit kann heute jedermann etwas anfangen. Eine Barke oder ein Ruder-

schiff, ein tobsüchtiger oder ein teuflischer Geist, wo sprachlich die Möglichkeit zur Differenzierung gegeben ist wird sie umgesetzt. Und das ist es, was man wohl mit Fug und Recht von einer Verdeutschung des Neuen Testaments (im Rosenzweig-Buberschen Sinn fürs Alte Testament) erwarten darf. Nicht nur eine Übertragung der Worte, sondern eine kraftvolle, eigenständige Synthese des nt Textes.

Piontek gelingt es, in seinem unaffektierten Deutsch aufzufrischen, was den Staub zweier Jahrtausende trägt: Die Geschichte von Jesus Christus. Georg M. Roers SJ

Zekorn, Stefan: Gelassenheit und Einkehr. Zu Grundlage und Gestalt geistlichen Lebens bei Johannes Tauler (Studien zur systematischen und spirituellen Theologie, Bd. 10). Würzburg: Echter Verlag 1993, X, 256 S., kart., DM 34,-.

Die vorliegende Dissertation ist unter der Leitung von Prof. A. Angenendt in Münster entstanden. Tauler, geboren um 1300 in Straßburg und daselbst 1361 gestorben, war vor allem mit der Seelsorge der Dominikanerinnen und Beginen betraut. Der „Schlüssel“ zu diesem Werk ist das Selbstverständnis Taulers: er will „Lebemeister“, nicht „Lesemeister“ sein, was nicht einfach Ethiker oder Praktiker bedeutet, sondern Seelsorger und Lehrer des geistlichen Lebens.

Nach der Einleitung mit einer knappen Übersicht über die Taulerrezeption und -forschung sowie über Taulers Leben und Zeit gliedert sich die Arbeit in fünf Teile. Der 1. Teil („Gott und Mensch“) handelt vom Gottesbild Taulers, von der Gegenwart Gottes im Menschen und vom Wachsen der Gottesbeziehung. Das Zentrum des Taulerschen Denkens bildet der Begriff des „Grundes“ oder „Seelengrundes“. Er ist bereits in der Schöpfungswirklichkeit angelegt und meint das dem Menschen Innerlichste, seine Personmitte. Die Gegenwart Gottes im Grund des Menschen findet ihre Vollendung in der Teilnahme des Menschen am Leben Gottes. Eine doppelte Dynamik des Wirkens Gottes im Menschen wird sichtbar: Die Gnade muß „von außen“ in den Grund

hineinwirken, um die Gegenwart Gottes zu „aktivieren“ und für den Menschen fruchtbar werden zu lassen. Für das geistliche Wachstum verwendet Tauler sowohl traditionelle (via purgativa, illuminativa, unitiva) wie eigene (iubilatio – getrente – übervart) Schemata. Aber er kennt keine allgemein verbindlichen Etappen des geistlichen Lebens. Zurückhaltend steht Zekorn der Interpretation des Begriffs „ker“ als einer Bekehrung um die Lebensmitte gegenüber. – Im 2. Teil geht es um „Grundhaltungen geistlichen Lebens“: „Vernichtung des eigenen Selbst“, „Lebendigkeit und Gelassenheit“, „Leiden und Demut“. – Der 3. Teil ist den „Geistlichen Übungen“ gewidmet. Beim Gebet, das Tauler als „Aufstieg des Gemütes zu Gott“ versteht, kommt es nicht auf eine bestimmte Art von Gebetsübungen an. Im Gegenteil: das Festhalten an bestimmten Übungen kann das Beten behindern. Das Kriterium ist: Was dient dem einzelnen am besten zur Erhebung in Gott, zu wahrer Andacht? Was die körperlichen Übungen wie Fasten, Wachen, Bußübungen angeht, so erteilt Tauler jeder Leistungsideologie und dem Gedanken der Verdienstlichkeit eine Absage. Die Übungen haben in sich selbst keinen eigenen Wert. Sie sind in ihrer Bedeutung auf den einzelnen hin zu relativieren, ob sie zur Erlangung größerer Innerlichkeit führen. Die Entwicklung des Gebets in der „Betrachtung“ geht dahin, die sinnlich-konkreten Bilder der Phantasie, auch des Lebens Jesu, die am Anfang notwendig sind, hinter sich zu lassen. Das Ziel ist die „Einkehr in den Grund“, das Gebet des Schweigens, das einfache bildlose Da-sein. Hier wird der neuplatonische Hintergrund Taulers deutlich. – Der 4. Teil behandelt die „Ziele geistlichen Lebens“: „Wirken aus Gott“ und „Einung in Gott“. Der Mensch nimmt Anteil am innertrinitarischen Liebesgeschehen, er wird mit der Liebe geliebt, mit der der himmlische Vater seinen eingeborenen Sohn liebt. Die Seele wird „gottförmig“, was aber keine Identität zwischen Gott und Mensch aussagen will. – Der 5. Teil („Tauler in seiner Zeit“) zeigt Taulers Stellung in der Frömmigkeitsgeschichte auf und fragt vor allen nach seinem Verhältnis zu Meister Eckhart.

Die vorliegende Arbeit bietet einen guten Einblick in die geistliche Lehre Taulers,

seine spirituellen Prinzipien und seine praktische Klugheit. Angesichts der heutigen Diskussion um Meditation und Mystik wird die Beschäftigung mit authentischer Mystik um so dringender. Möge sich der Leser anregen lassen, die Predigten Taulers selbst in die Hand zu nehmen. *Günter Switek SJ*

Knädinger, Louise: Johannes Tauler. Lebenswelt und mystische Lehre. München: C. H. Beck 1993. 474 S., geb., DM 98,-.

Nach wichtigen Vorarbeiten, darunter eine Anthologie aus seinen Predigten: Gottesfahrtung und Weg in die Welt (1983), die auch in der Piper-Taschenbuch-Reihe erschienen ist, legt die Schweizer Wissenschaftlerin nun eine Gesamtinterpretation des „deutschen Mystikers“ vor. Es ist ein „ruhiges“ Buch, das zuerst die Umwelt des Straßburger Predigers schildert, zu seinem Leben (insoweit wir es rekonstruieren können) und zu seinem Predigerwerk führt und darauf die Grundthemen seiner Mystik vorstellt, immer mit ausgewählten längeren Zitaten. Vorbereitend: Selbsterkenntnis, Innerer-Äußerer Mensch, Einkehr, Drei-Wege, Sehnsucht, Dürre, Abgrund u. a. In der Mitte ist der kommentierte Text einer ganzen Predigt wiedergegeben. Danach folgen die eigentlich mystischen Themen: Demut, Gebet, Geistliche Armut, Christusnachfolge, Stille, Maria, Sakramente, Gemeinschaft usw. bis zu „Einssein mit Gott: die Bilder der unio mystica“. Zum Abschluß werden die Autoritäten Taulers behandelt und sein Nachwirken über die ersten Drucke und einige Pseudo-Schriften. Biographie und Register, besonders wichtig das reiche Sachregister, bilden den Abschluß.

Wie gesagt, es ist ein „ruhiges“ Buch. In den Anmerkungen werden wichtige Hinweise zum Verständnis der Lehren und der Bilder mit Verweisen auf die entsprechende Literatur gemacht. Aber heutige, mehr oder weniger kontroverse Fragen kommen kaum vor. Auch die erst über eine kritische Ausgabe zu beantwortende Frage nach der Authentizität einiger Predigten wird nur am Rande berührt. Es wird einfachhin die Erfahrungslehre des Johannes Tauler in angemessener Ausführlichkeit vorgestellt. Schon

deshalb ist es auch für Nicht-Spezialisten ein sehr leserfreundliches Buch. Frau Gnädinger hat sich auch die Mühe gemacht, alle Tauler-Zitate in modernem Deutsch neben den Urtext zu stellen.

Der klare Aufbau und die thematisch unterteilten Kapitel erlauben es, daß man schlechthin sie auch für sich allein lesen kann. Die ausgewählten Anmerkungen und das reiche Register aber machen die Arbeit auch zu einem zuverlässigen „Nachschlage“-Werk. In dieser Einheit von wissenschaftlichen Anspruch und einladender Darstellungsweise wird das Buch zweifelsohne für lange Zeit die Standard-Darstellung der seelsorgerlichen Mystik eines der ganz Großen bleiben. *Josef Sudbrack SJ*

Helly, Ange: Bruno von Köln. Der Vater der Kartäuser. Mit einem Bericht über die Eremiten von „St. Bruno“. Würzburg: Echter 1992. 152 S., kart., DM 22,80.

Im Prisma der Gründergestalt der Kartäuser, Bruno von Köln (* ca. 1030, † 1101), wird einiges zum Selbstverständnis der Kartäuser, dem Leben Brunos als praktizierter Freundschaft und Liebe sowohl zu den Menschen als auch zu Gott und dem Leben in einer modernen Eremitage im Geiste des heiligen Bruno deutlich.

Im ersten Teil des Buches begegnet dem Leser eine spirituell inspirierte Biographie, die Kartäusernovizen die Idee und Lebenshaltung des Gründers der Kartäuser nahebringen will. Historische Daten und Fakten werden auf ihre geistliche Tiefe hin befragt, der Lebensweg Brunos als Ruf des Herrn und dessen Antwort darauf vorgestellt. Verfolgt man die Darstellung des Lebens Brunos von Köln, fallen zwei Aspekte auf, die Helly heraushebt: Das Leiden und Opfern Brunos für seine Kirche und seine Begabung zu Freundschaft und getreulicher Verbundenheit über Zeiten und Distanzen hinweg: „... Freundschaft ist von besonderer Qualität. Man schließt sie nicht, wenn man will; vielmehr wird sie einem geschenkt“ (14). Jahrelange Prüfungen haben ihn nicht abgestumpft oder verhärtet. Wenn er die Welt verläßt, tut er es einzig deshalb, weil er in Gott und seine Liebe verliebt ist (36). Diese Liebe war Basis der Gründung einer

Einsiedelei, die in der unwirtlichen Abgeschiedenheit der Chartreuse bei Grenoble erfolgte und zu der Bruno einige wenige Freunde begleiteten.

Im Herbst 1084 begann diese Art des Einsiedlerlebens, die Helly teilweise spekulativ und trotzdem eindringlich und gut vorstellbar beschreibt. Da die Stürme innerhalb der Kirche nicht vor der Einsamkeit halt machen (und machen), wurde Bruno in Pflicht genommen und mußte aus freundschaftlicher Treue zum Papst sein Refugium verlassen, „wo Gott ihm so nahe ist“ (64). Es war Bruno nicht vergönnt, in seine Ursprungskartause zurückzukehren, doch zumindest die Einsamkeit wurde ihm wieder geschenkt in einer Zweitgründung in Kalabrien, bis er 1101 starb. Was die Einsamkeit und das Stillschweigen denen bedeutet, die sie pflegen, das wissen die allein, die sie erfahren haben... Hier gibt man sich einer erfüllten Muße hin und hier verharrt man unbeweglich in stiller Aktion. Hier schenkt Gott einen Frieden, den die Welt nicht kennt, und die Freude im Heiligen Geist“ (75).

Eine Neugründung, die an das Leben des heiligen Bruno und seine Gefährten vor 900 Jahren unmittelbar anschließt, bildet den Inhalt des zweiten Teils des Buches. Im Zuge des erfrischenden Windes des II. Vatikanums gründete der ehemalige Kartäuserprior und Novizenmeister Ange Helly die „Eremitage St. Bruno“ in Südfrankreich, um ein einsameres, einfacheres und freieres Leben als in einer Kartause zu führen.

Wie 1084 Bruno fiel diesen Neuerern das je Notwendige in Form von Gelände, Gründungserlaubnis und Helfern in der Einrichtung der einfachen Gebäude zu. Sie leben für sich, um für die Ansprache Gottes bereit zu sein, Gott und sein Wort zu meditieren, zu beten und doch in brüderlicher Gemeinschaft, vereint zum Gebet und zum Gespräch zu festgesetzten Zeiten. Dennoch gestaltet jeder seinen Tagesrhythmus weitgehend selbstständig. Ein Teil des Tages ist handwerklichen Arbeiten für den Lebensunterhalt reserviert, der Lebensstil und die Ausstattung sind einfach und bescheiden ohne Strom, fließendes Wasser und ohne Telefon.

„Sich Gott hingeben, bedeutet keineswegs die Welt verneinen... Anders als die meisten Weltmenschen, die in der Flut der

täglichen Informationen ersticken, fassen die Eremiten das, was ihnen in der Zeitung an Not begegnet, ins Wort und empfehlen es im gemeinsamen wie privaten Gebet dem göttlichen Erbarmen“ (142/145).

Ein Buch dieser Art stellt für manche sicher ein Ärgernis dar, hinter dem sich tieferliegend eine Anfrage an die eigenen Ansprüche, Haltungen und Wertigkeiten verbirgt. Diese Anfrage nicht aus dem Blick zu verlieren – wenn ihr auch nicht jeder so radikal folgen kann –, ist die Botschaft dieses Buches. „Wenn nichts die Sinne nach außen zieht, hören die Gedanken auf, sich zu zerstreuen und machen sich nach und nach an DEM fest, der in der Seele wohnt“ (137).

Maria Ottl

Henrici, Peter: Glauben – Denken – Leben. Gesammelte Aufsätze. Köln: Communio Verlagsgesellschaft 1993. 204 S., kart., DM 32,-.

Aus Anlaß seines Amtsantritts als Weihbischof des Bistums Chur legt der Schweizer Jesuit Peter Henrici, bis dahin Philosophieprofessor der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom, sechzehn seiner Aufsätze in einem Band vor. Wenn nämlich „einer, der mehr als vierzig Jahre in der Ferne war, in seine Heimat zurückgesandt wird, dann will man mit Recht wissen, wer er ist und was er denkt“ (8). Um „auch für Leser ohne philosophische Fachkenntnis zugänglich zu bleiben“ (ebd.), hat Henrici in diesen Sammelband keine fachphilosophischen Arbeiten aufgenommen, sondern sich mit einer Ausnahme auf Aufsätze beschränkt, die zwischen 1980 und 1992 in der Internationalen katholischen Zeitschrift „Communio“ erschienen sind.

Wovon handeln nun diese Beiträge? Die ersten vier Aufsätze möchten sichtbar machen, wieviel Weite der Glaubensraum ermöglicht. Dabei entfaltet Henrici in seinem ersten Aufsatz „Vollmacht in Ohnmacht: die Macht der Kirche“, was ihm sein bischöflicher Wahlspruch „virtus in infirmitate“ bedeutet. Der vierte Beitrag enthält seine „theologische Selbstbiographie“ und möchte zeigen, „wie man die Vorkonzilstheologie so erleben konnte, daß einem die Konzilstheologie nicht als umstürzende Neuheit erschien“ (53).

In der zweiten Abteilung handeln sechs Aufsätze von der ethischen und religiösen Dimension des menschlichen Wahrheitsstrebens. Sie zeigen, worin „die Bestimmung des Menschen“ (so der Titel des ersten Artikels), seine Wahrheit, besteht, darin nämlich, „daß hinter jedem Dasein, meinem und deinem, eine Sendung steht, ein Gesamtanspruch Gottes, der dieses Dasein begründet und bestimmt und den es zu entdecken gilt“ (67). Sie thematisieren auch die Gefahr, daß der Mensch sich seiner Wahrheit verschließen kann, um an der eigenen Unwahrheit festzuhalten.

Während die Aufsätze der zweiten Reihe zwar keine Fachphilosophie, aber doch philosophische Überlegungen bieten, ordnet Henrici die letzte Gruppe von wiederum sechs Beiträgen dem Stichwort „Leben“ zu und betitelt sie mit „Pilgerschaft“. Denn christliches Leben vollzieht sich als Unterwegssein „nicht in himmlischen Sphären, sondern auf dem harten Erdboden des Leidens, der Tränen und des Sterbenmüssens“ (8). Eucharistie als Opfer Christi und der Gläubigen, das Leben und der Tod sind darum die beherrschenden Themen dieser Gruppe. Christliche Meditation wird als Pilgerschaft, als Unterwegssein zur „Entdeckung der Gegenwart Gottes“ (176) deutet. Henrici bezeichnet diese Beiträge als die „wichtigsten“ (8), weil sie seinem Grundanliegen, Lebenshilfen zu bieten, am nächsten kommen.

Die gesamte Sammlung ist von ignatianischem Geist durchdrungen. In jedem Beitrag findet sich eine Einheit aus Glauben, Denken und Leben, auch wenn die Nuancen verschieden gesetzt sind. Der Leser wird mit dem Quellgrund dieser Trias in Berührung gebracht: Es geht um das je eigene Bezugensein auf Gott. Vielleicht mag manche Verwendung von Schriftzitaten verwundern, doch räumt Henrici selbst ein, kein Fachegehet zu sein (vgl. 11). Insgesamt zeigt dieses Buch einen Bischof, der echte Lebenshilfen aufzeigt und auf diese Weise Vertrauen in die Kirche als Lebensraum mit Gott vermittelt.

Nikolaus Knoepfler

Bleistein, Roman: Rupert Mayer, Der verstummte Prophet. Frankfurt: Knecht 1993. 447 S., Leinen, DM 58,-.

Über sechs Jahre sind seit der Seligsprechung von P. Rupert Mayer SJ vergangen. Bleistein hat diese Zeit genutzt, um zuerst die wesentlichen Quellen kritisch zu edieren (Rupert Mayer, „Leben im Widerspruch“, Frankfurt 1989) und nun eine umfassende, von Anfang bis Ende sorgfältig recherchierte Biographie vorzulegen. Die Vorzüge dieser Arbeit liegen auf der Hand. Viele neue Informationen, Zeugenaussagen und Dokumente von der Kindheit Rupert Mayers bis zu seinen letzten Tagen nach der Rückkehr aus Ettal sind gesammelt und zueinander in Beziehung gesetzt. Bleistein behält die politische und gesamtkirchliche Lage im Blick und entgeht so der Versuchung, den „Propheten“ von seiner Sendung, seiner Zeit und seinen zeitgemäßen Bedingungen abzulösen. Manche Legendenbildung wird zurechtgerückt (z. B. das Rupert-Mayer-Bild von Hans Carossa [115–127] späteren Tagebuchveröffentlichungen), offene Fragen werden offen gelassen.

Der Katholizismus, der Pater Rupert Mayers Kindheit prägte, wird porträtiert („Die Frage des jungen Rupert: Warum werden die Katholiken immer nur verfolgt?“ [43]), der Weg über Seminar, Kaplanszeit in den Orden (41–65). Viel Raum erhält das Porträt von Pater Rupert Mayer als Großstadtseelsorger (69–85) seit 1912. Seine pastorale Fragestellung und Strategie wird deutlich. Fast scheint es dem modernen Leser, als wären hier brennend aktuelle Fragen durch die Entwicklung nach 1933 eher retardiert worden. Heute sind sie jedenfalls wieder aktuell. Es ging Pater Rupert Mayer um eine Hilfestellung gegen die Auflösung des konfessionellen Milieus, vor allem der Familien (Gründung der „Schwestern von der Heiligen Familie“, dazu: 80–85) in den säkularen Großstädten. Daß nach 1933 die „Schulfrage“ zu einem zentralen Konfliktpunkt zwischen Pater Rupert Mayer und dem NS-Staat wurde, ist vor diesem Hintergrund sehr verständlich. Imponierend ist das System von „Vertrauensleuten“ und die durchdachte Konzeption, mit der Pater Rupert Mayer seinen Ruf als Großstadtapostel schon vor dem Krieg begründete. Doch auch ihm bleiben pastorale Rückschläge auf dem schwierigen Terrain der säkularisierten Stadt nicht erspart, wie

das magere Ergebnis der Großstadtmission (168–174) zeigt.

Die Zeit als Divisionspfarrer im Krieg (95–115) ist ein weiterer Schlüssel zum Verständnis von Pater Rupert Mayer. In seiner Person vereint er nach dem Krieg Katholizismus und Patriotismus. Dies ist eine weitere Grundlage für sein politisches Gewicht in der Öffentlichkeit. In die Nachkriegszeit tritt er mit einem „klaren Ja zur Demokratie“ (113f) ein. Besonders das „Schicksalsjahr 1923“ (148–168) zeigt Pater Rupert Mayer als politisches Schwergewicht in München und in Deutschland. Bleistein setzt Pater Rupert Mayers große Rede auf dem Königsplatz vom 14. 1. 1923, drei Tage nach der Besetzung des Ruhrgebietes durch französische Truppen, neben Adolf Hitlers Rede im Café Neumayer tags darauf. Erst durch diesen Vergleich wird Pater Rupert Mayers Perspektive zur »nationalen Frage« deutlich; das besondere Augenmerk Hitlers und der NSDAP wird verständlich, und die darauffolgenden bekannten Auftritte in den nationalsozialistischen Versammlungen erhalten große politische Dramatik. Hier schon wird deutlich, warum Pater Rupert Mayer bis zum Schluß für den nationalsozialistischen Staat ein Politikum ersten Ranges, eine „Chefsache“ war (das Verhältnis von Pater Rupert Mayer zur Familie Hitler muß leider mangels Unterlagen im Dunklen bleiben – vgl. 199).

Zu den schmerzlichsten Einschnitten in Pater Rupert Mayers Leben gehört seine Zustimmung zum Predigtverbot auf Wunsch des Kardinals und des Provinzials (271). Die Einwilligung dazu machte den großen Prediger von Sankt Michael nach seiner Landsberger Zeit zum „stummen Propheten“, zum Märtyrer des religiösen Gehorsams, ein Martyrium, das er sich nicht gewünscht hatte und das deswegen umso mehr ein Martyrium war. „Als Prophet und Einzelmensch kann Mayer für sich selbst die extreme Passion, als Zeuge zu sterben, auf sich nehmen. Jener aber, der als Provinzial eine Ordensprovinz zu verantworten hat oder als Kardinal einer Erzdiözese vorsteht, kann keinen derjenigen, die seiner Verantwortung anvertraut sind ... dem extremen Opfergang aussetzen“ (354). Bleistein erklärt, daß hinter diesem Verbot ebensowenig wie hinter der späteren Konfinierung in

Ettal (315–332) ein „deal“ zwischen Ge-
stapo und kirchlichen Autoritäten stand.
Die Bedingungen der Konfinierung wurden
nicht ausgehandelt, „sondern sie wurden
diktiiert“ (319).

Die Biographie endet mit dem Abdruck
einiger bisher unveröffentlichten Quellen
und einiger Basisdokumente zum Leben Pa-
ter Rupert Mayers, Quellen- und Literatur-
verzeichnis, Personen- und Sachregister.

Nachdem die Zeugengeneration weitge-
hend verstorben ist und die Nachkriegsgen-
eration altert, liefert diese Biographie die
wesentliche Voraussetzung dafür, daß das
Gedächtnis von Pater Rupert Mayer über
die nächsten Generationen weitergetragen
werden kann.

Klaus Mertes SJ

Greshake, Gisbert/Josef Weismayer (Hrsg.): Quellen geistlichen Lebens IV: Die Gegenwart. Mainz: Matthias-Grünewald-Verlag 1993. 366 S., Leinen,
DM 48,-.

Zur dringenden Empfehlung dieses wichti-
gen Buches genügt es, den Inhalt aufzuzi-
sten. Die 45 Texte führen den III. Band (Die
Neuzeit) ins Heute weiter. Die beiden Her-
ausgeber legen im Vorwort die Prinzipien
ihrer Auswahl vor: Keine „lebenden Auto-
ren“, es sei denn, sie können im vorgerück-
ten Alter auf ein abgeschlossenes Werk zu-
rückschauen (W. Klein, H. Spaemann, R.
Voillaume, C. Caretto, M. Quoist) oder ihr
Name steht für ein Werk (J. Vanier, Ch. Lü-
bich); es ist erfreulich, daß auch evangelische
Texte (allerdings nur wenige: K. Barth,
D. Bonhoeffer, Regel von Taizé) aufgenom-
men wurden; noch erfreulicher sind die bei-
den jüdischen Texte (A. J. Heschel, E. Wie-
sel mit jüdischen Gesängen); aufgenommen
wurden auch einige kirchenamtliche Doku-
mente. Nicht aufgenommen wurden soge-
nannte „große“ Texte von Autoren wie R.
Guardini, K. Rahner, H. U. v. Balthasar, die
mit eher „Alltags-Texten“ in der Sammlung
erscheinen, oder Konzils- und ähnliche Do-
kumente. Überrascht (oder auch nicht) ist
man darüber, daß das „Opus Dei“ die Ab-
druckerlaubnis für einen Text aus dem be-
rühmten „Weg“ von J. Escrivá de Balaguer
und der Johannes-Verlag für einen Gehor-
samstext von A. v. Speyr verweigerte.

Die Auswahl macht Züge heutiger Spi-
ritualität sichtbar, wie das Vorwort es zusam-
mensäßt: Kirche als Volk Gottes, aber „im-
mer der Erneuerung bedürftig“; Kirche für
die Armen; Nicht-, Gegen-Erfahrung Got-
tes in seiner Dunkelheit; Glauben im Alltag
und des „Dennoch“; neue geistliche Ge-
meinschaften; Weltoffenheit.

Nachzutragen bleibt, daß alle Texte gute
Einleitungen haben und daß neben Bibel-
stellen- und Personen-Register ein vorzügliches
„Register spiritueller Schlüsselworte“
die Textsammlung (zu der man vieles hinzu-
fügen möchte: vermißt habe ich nur H. Rah-
ner und einige angelsächsische und
orthodox-christliche Autoren) weit über ein
Zufallsprodukt hinaushebt.

Josef Sudbrack SJ

*McGinn, Bernard/Meyendorff, John/
Leclercq, Jean (Hrsg.): Geschichte der
christlichen Spiritualität. Bd. I: Von
den Anfängen bis zum 12. Jahrhundert.
Mit einer Einführung für die deutsche
Ausgabe von Josef Sudbrack.* Würz-
burg: Echter 1993. 489 S., zahlr. Abb.,
geb., DM 78,-.

„Christliche Spiritualität ist der gelebte
christliche Glaube sowohl in seinen allge-
meingültigen wie in seinen eigenständigen
Formen“ (21). Die Geschichte der Spirituali-
tät zu studieren ist so gesehen wohl der
bessere Weg, sie kennenzulernen, als eine
Diskussion über ihr Wesen. Dafür gibt es
gewiß auch bewundernswerte Werke in
deutscher Sprache, die freilich zuweilen von
der Einseitigkeit einer recht persönlichen
Sicht geprägt sind. Diese Übersetzung hin-
gegen ist Teil der „World Spirituality. An
Encyclopedic History of the Religious
Quest“, die von einem internationalen
Team von Fachleuten herausgegeben wird.
Für die Geschichte der christlichen Spi-
ritualität sind drei Bände vorgesehen. Band I
ist den Anfängen bis zum 12. Jahrhundert
gewidmet.

In zirka 30 Beiträgen werden Perioden
und Bewegungen (Teil 1) und Themen und
Werte (Teil 2) dieser Zeit in ökumenischer
Zusammenarbeit vorgestellt. Der Band be-
ginnt mit einem Artikel, der grundsätzlich
darlegt, wie die Tradition „spiritueller“

Exegese, die so viele Jahrhunderte hindurch die Norm war, zu verstehen ist. Teil 1 behandelt u. a. die frühchristliche Gemeinde, die Ziele des gnostischen Weges, die geistliche Botschaft der Kirchenväter, östliches und westliches Mönchtum, Pseudo-Diony- sius, Syrer, Kelten und Germanen, die Gregorianische Reform, die religiöse Welt des Anselm von Canterbury, der Zisterzienser und der Regularkanoniker. Teil 2 befaßt sich u. a. mit theologischen Themen (Anthropologie, Christologie, Trinitäts- und Gnadenlehre) sowie mit der Glaubenspraxis in Ost und West (Weisen des Gebetes und der Kontemplation, Kunst, Liturgie, Sakramente). Einen besonderen Hinweis verdienen die anschließenden Artikel über die Bedeutung der Jungfräulichkeit in der frühen Kirche (ein Ideal, das bis zur Reformation praktisch unangefochten war), über die geistliche Führung (obwohl nach christlicher Tradition der heilige Geist stets der erste Führer ist) und über die Entwicklung einer Laienspiritualität schon im ersten

Jahrtausend. Außerdem machen zahlreiche Abbildungen und Textbeispiele das Gesagte anschaulich, und ein Personen- und Sachregister erleichtert den Zugang.

Vielleicht wird jemand in diesem Überblick einen ausdrücklichen Beitrag über den neuplatonischen Ansatz vermissen, der die gesamte spätantike Welt beeinflußte (die Einführung trägt einiges dazu nach). Trotzdem kann man die frühchristliche Spiritualität als ein Bemühen deuten, das hellenistische Denken „immer neu an der Botschaft des Evangeliums zu messen und von dort her zu korrigieren“ (J. Sudbrack). Welche Relevanz eben dies für uns heute hat, wird nicht nur Experten, sondern alle interessieren, die sich mit den Wurzeln ihrer Frömmigkeit auseinandersetzen wollen. „Die heilige Kirche tadelt gewisse Dinge mit Eifer, sie toleriert andere mit Milde, sie schließt ihre Augen vor wieder anderen und erträgt sie mit nachdenklicher Aufmerksamkeit“ (Gregor I.).

Franz-Josef Steinmetz SJ

In Geist und Leben 2 – 1994 schrieben:

Andreas Batlogg SJ, geb. 1962, Mag. theol., Studienpräfekt am intern. Theologenkonvikt Canisianum, Innsbruck. – *Karl Rahner-Forschung, Spiritualität, Theologiegeschichte.*

Eckhard Frick SJ, geb. 1955, Dr. med., M. A., Priester und Facharzt für Psychiatrie, Psychotherapie, Psychoanalyse; Lehrbeauftragter. – *Ignatianische Spiritualität.*

Jacob Kremer, geb. 1924, Dr. theol., lic. phil., Professor für neutestamentl. Bibelwissenschaft. – *Auferstehung, Wahrheit der Evangelien.*

Fritz Rothauser, Pseudonym, Zuschriften bitte an die Redaktion.

Franz-Josef Steinmetz SJ, geb. 1931, Dr. theol., lic. phil., seit Februar 1993 Chefredakteur von „*Geist und Leben*“. – *Biblische Theologie, Dialog der Religionen.*

Eugen Strasser-Langenfeld, geb. 1958, katholischer Pfarrer in München. – *Lebensgruppenbegleiter im Priesterseminar, Gemeindearbeit und Vorträge.*

Josef Sudbrack SJ, geb. 1925, Dr. theol. habil., Schriftsteller, 1979–1986 Chefredakteur von „*Geist und Leben*“. – *Mystik und Spiritualität.*